

Der Unbekannte

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Unbekannte.

Skizze von Anna Burg.

„Es ist Herbst geworden,“ dachte die ältlich aussehende, aber trotzdem in ein ganz hellfarbiges Morgenkleid gehüllte Helene Hammer, während sie den Vorhang vom Fenster zurückschob und in die graue Straße hinausblickte. Sie zog dabei die Schultern in die Höhe, als ginge ihr ein plötzlicher Frost über den Rücken. Dann wandte sie sich mit einer gewissen unbewußten Hoffnungslosigkeit ins Zimmer zurück. Ihre Bewegungen hatten etwas Langsames, Stockendes; es war kein Antrieb darin. Sie fühlte sich heute einsamer, nutzloser, verlassener als je. Und während sie nun ihr Frühstücksgeschirr zusammenräumte und in die schmale, finstere Küche hinaustrug, seufzte sie mehrmals tief und fast stöhnend. Sie lebte seit Jahren allein in dieser kleinen Wohnung. Die Zinsen eines sehr bescheidenen Kapitals gestatteten ihr ein berufsloses Dasein. Sie füllte ihre Zeit mit der Besorgung ihres Haushaltes, der immer in tadellosem Zustand anzutreffen war, und mit der Anfertigung feiner Handarbeiten aus, die sie zu Weihnachten an entfernte Verwandte verschenkte. Im Sommer, wenn die Tage lang, hell und warm waren, hatte das Leben noch einen gewissen Reiz für sie. Sie konnte nachmittags im kleinen Vorgärtchen sitzen und hie und da mit den Vorbeigehenden, wenn es Bekannte waren, ein paar Worte wechseln; sie konnte auch einen Besuch machen, oder eine Bahnfahrt nach dem benachbarten Städtchen; der Winter aber umklammerte mit feindlicher Enge ihr allzu eintöniges Leben, indem er sie in ihre vier Wände einschloß, wo nur ganz selten jemand sie aufsuchte. Heute nun hatte sie deutlich gesehen, daß diese böse Periode anzubrechen drohte. Der Wind entlaubte die Bäume in den Gärten und jagte die gelbrotten Blätter über die Straße. Der Himmel hing in bleiernem Grau über den Dächern. Die Vorübergehenden waren in ihre Mäntel gehüllt. Auch hier im Zimmer war es kalt; sie sollte wohl bald zu heizen beginnen, und doch gestatteten ihr ihre Mittel nicht, damit schon jetzt anzufangen. Einen Monat lang mindestens mußte sie nun noch frieren. Die Wintergarderobe, seit Jahren nicht mehr ausgiebig erneuert, entsprach ihrer Bestimmung längst nicht mehr. Schon aus diesem Grunde konnte sie im Winter nicht ausgehen und keine Besuche machen. Und dabei

würde das wohl sieben bis acht Monate dauern. Wozu nur eigentlich, wozu? In den Leihbibliothekromanen, die sie zu lesen pflegte, kamen auch solche Gestalten vor, wie sie eine war, einsame, vergessene Mädchen, die nie von einem wirklichen Erlebnis berührt worden waren, die aber dann aus eigener Kraft sich einen Weg ins tätige Leben gebahnt und sich eine Aufgabe gesichert hatten. Ob sie das wohl auch im Stande gewesen wäre, wenn sie früher den Versuch gewagt hätte? Sie dachte jetzt manchmal daran. Vor zehn Jahren, bei der Mutter Tod, mit der sie vorher ein stilles, zufriedenes Dasein geführt hatte, war sie der Ansicht gewesen, es sei Glückes genug, daß ihr ein kleines Vermögen blieb, das für ihre Bedürfnisse reichte. Jetzt schien es ihr, als wäre es besser gewesen, wenn sie sich zwingender Not gegenüber gesehen hätte. Dann wäre sie jetzt irgendwo in einer dienenden Stellung, müßte sich vielleicht hart abarbeiten, müßte sich bittere Demütigungen gefallen lassen, aber sie wäre doch unter Menschen, doch ein Glied in der Kette der Strebenden und Kämpfenden, doch nicht so abseits vom Wege, ohne Lebensinhalt. Nun aber war sie zu alt. Sie fühlte sich müde; zu nichts anderem mehr fähig als zu der Erledigung der gewohnten Beschäftigungen.

Während sie mit einer unlustigen Gleichgültigkeit ihre Zimmer in Ordnung brachte, kleine Nippesgegenstände abstäubte, die seit Jahren an derselben Stelle standen, zierliche Deckchen zum Fenster trug, um sie auszuschütteln, den messingenen Türgriff mit einem Stück Hirschleder polierte, schweiften ihre Gedanken, zuerst mühsam zurückgehalten, endlich gewaltsam sich frei machend, auf träumerischen Wegen in den vergangenen Sommer zurück. Was diesen Winteranfang so besonders trüb machte, so viel trüber als die vorhergehenden, das war der besondere Glanz, der über dem Sommer gelegen hatte. Sie gestand sich's jetzt ein: ein paar Monate lang hatte ihr Leben wieder Farbe, Inhalt, Traum, beinahe Hoffnung enthalten. In dem kleinen Ort war ein Fremder aufgetaucht. Niemand hatte recht gewußt, was er eigentlich sei. Er hatte ein Zimmer in einem Privathause gemietet und war alltäglich früh seinen Geschäften, die ihn mit der Bahn fortführten, nachgegangen, um abends regelmäßig zu gleicher Stunde zurückzukehren. Sein Weg hatte ihn dabei an He-

lene Sammer's Wohnung vorbeigeführt. Und da sie abends, wenn er heimkehrte, entweder auf der schmalen Terrasse vor dem Hause oder an ihrem Parterrefenster saß, so war es ganz natürlich, daß sich mit der Zeit eine gewisse, wenn auch unausgesprochene Bekanntschaft zwischen ihm und ihr anknüpfte. Wie es gekommen, wußte sie selbst nicht recht; aber eines Tages hatte er sie gegrüßt, indem er höflich den Hut zog; sie hatte diesen Gruß mit einem gemessenen Nicken erwidert. Von da an grüßte er immer, nach und nach freier; sie nickte freundlicher. In der letzten Zeit war der Gruß von beiden Seiten von einem Lächeln begleitet gewesen. Er war ein Mann in den besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, das heißt wohl zwischen vierzig und fünfzig, gut gekleidet und, wie Helene bei sich dachte, vornehm aussehend. Der Tag barg jetzt für sie eine geheime Erwartung. Ihr ganzes Wesen blühte darin auf. Ihre Wangen wurden rosiger, ihre Augen bekamen einen helleren Glanz. Sie verwendete noch mehr Sorgfalt auf ihr Äußeres, als sie es ohnehin bisher getan. Man konnte finden, daß sie noch eine anmutige Erscheinung sei. Der Fremde fand es offensichtlich. Denn wenn er sich ihrem Hause näherte, pflegte er schon von weitem nach ihrem Platz auf der Terrasse oder nach ihrem Fenster zu spähen. — Helene spielte ein reizvolles Versteckspiel mit sich selber. Niemals gestattete sie sich ein klärbewußtes Denken an den heimlichen Verehrer. Ja, sie gefiel sich darin, manchmal ganz kalte Fragen an sich zu stellen, wie etwa: „Wer mag nur dieser fremde Herr sein? Warum hält er sich hier auf? Ob er irgendwo eine Familie, Frau und Kinder hat?“ Niemals aber erwähnte sie seiner zu ihren Bekannten, die keine Ahnung von Helenens Geheimnis hatten und sich nur über ihr lebhafteres und viel liebenswürdigeres Wesen wunderten. Sie hätte wohl sehr gerne einmal jemanden nach „Nam' und Art“ des Unbekannten gefragt; aber ein eigentümliches Bangen vor der Antwort, die ihren Sommertraum in kalte, graue Nüchternheit auflösen konnte, hielt sie davon ab.

Nun aber war der Mann seit 14 Tagen verschwunden. Umsonst hatte sie jeden Abend auf ihn gewartet, umsonst gehofft, er möchte vorübergehend abwesend sein; er war nicht mehr erschienen, und sie bedauerte nun schmerzlich, nie nach ihm geforscht zu haben, nichts von ihm zu wissen; der Gedanke, diese Unkenntnis über ihn und sein Verbleiben mit in den langen öden

Winter nehmen zu müssen, beklemmte sie seltsam. Fast unerträglich erschien ihr die Vorstellung, nun wieder Tag um Tag dahinzuleben, ohne die prickelnde kleine Erwartung, ohne das schöne Licht, das durch diese stumme Bekanntschaft über ihr armes Leben ausgegossen worden war. Zaghaft gestand sie sich's jetzt, daß im tiefsten Grund ihres Herzens eine Hoffnung gekieimt hatte, der Fremde möchte eines Tages bei ihr eintreten, mit ihr sprechen, sie auffordern, sein Leben mit ihr zu teilen. Daß er hatte verreisen können, ohne ihr auch nur durch einen Blick oder besonderen Gruß zu verraten, wie nahe die Trennung stand, bewies ihr, wie wenig sie ihm bedeutet hatte. Ja, manchmal stieg mit atemraubender Blut der Verdacht in ihr auf, er könnte beim Gedanken an sie spöttisch lächeln und sich mit der Gewißheit schmeicheln, in ihr eine späte Leidenschaft geweckt zu haben.

Und jetzt fegte herbstlicher Wind durch die Straßen, Regenschauer prasselten ab und zu ans Fenster, immer dunkler wurde der Tag.

Helene hatte ihr Wohnzimmer fertig aufgeräumt und trat ans Fenster, um es zu schließen. Da ging eben der Schreinermeister Werder vorbei. Er sah und grüßte sie. Der Unblick dieses stattlichen Mannes berührte sie halb schmerzlich, halb tröstlich. Sie hatte ihn zwei oder drei Mal in Gesellschaft des Fremden gesehen, und von seiner Person ging darum etwas wie Erinnerung aus. Auch war ihr in letzter Zeit aufgefallen, daß Werder, wenn er an ihrem Fenster vorüber ging, verstohlen zu ihr hereinsah. Das bewirkte, daß eine kleine törichte Vermutung in ihr flackerte, der Fremde möchte den biedern Mann nach ihrem Namen, ihrem Stand gefragt haben, und Werder empfinde darum nun ein gewisses neugieriges Interesse für sie. Der Schreinermeister war im Ort eine angesehenere Persönlichkeit, ein Handwerker nach alter Art, der viele Gesellen beschäftigte und selber tüchtig mitarbeitete. Was er schuf, war schön, geschmackvoll, fast künstlerisch. Das Ansehen, das er genoß, war berechtigt. Vielleicht hatte der Fremde ihm Aufträge überbracht. Helene verlor sich in allerlei Vorstellungen über die Herkunft des geheimnisvollen Unbekannten; das unterhielt sie ein wenig, als sie am Nachmittag mit ihrer Handarbeit am Fenster saß und hie und da melancholisch in den stürmischen Tag hinausblickte.

Plötzlich ertönte die Klingel an der Haustür. Das war etwas Seltenes. Augenblicklich war weder der Milchlieferant, noch der Wäf-

fer, noch der Briefträger zu erwarten. Mit einer gewissen Hast legte Helene die Handarbeit weg. Sie hatte nicht beachtet, daß jemand sich dem Hause genähert hatte. Zuckende Möglichkeiten stiegen vor ihr auf. Zu ihrer Überraschung sah sie dann den Schreinermeister Werder vor der Thür stehen. Sie begrüßte ihn freundlich, ohne ihn hereinzubitten, in der Erwartung, daß er sein Anliegen gleich an der Haustür vorbringen werde. Er aber behielt den Hut in der Hand und sagte mit einer ihm sonst nicht eigenen Verlegenheit:

„Ich möchte etwas mit Ihnen sprechen, Fräulein Hammer!“

Da ließ sie ihn in stiller Verwunderung eintreten, und als er auch im Zimmer, nachdem sie die Thür zugemacht, noch nicht mit dem Zweck seines Besuches herausrückte, hieß sie ihn Platz nehmen. Sie sah erst jetzt, daß er sonntäglich gekleidet war.

„Sie haben hier ein hübsches Möbel,“ begann er mit gemachter Unbefangenheit, indem er mit dem Kopf nach einem alten geschnitzten Schrank hinwies, „stammt noch von Ihrer Mutter, nicht? Solche Sachen sieht man heutzutage nur noch selten. — Sie würden sie auch nicht hergeben, denke ich. — Sie haben lauter hübsche Sachen, alle in gutem Stand.“ —

Er sah sich rund im Zimmer um, während Helene sich fragte, ob er gekommen sei, um ihr ihre alten Familienerbstücke abzukaufen.

„Gewiß, es ist alles gut erhalten,“ sagte sie, „ich hänge an den Sachen; ich würde sie nicht gerne hergeben.“

„Begreiflich, begreiflich. Ja, Fräulein Hammer, — ich will es kurz machen. Ich will Sie etwas fragen; — Sie brauchen nur ja oder nein zu antworten. Ich vertraue auf Ihr gutes Herz, — wenn es „nein“ ist, so werden Sie die ganze Sache für sich behalten.“

Helene wurde es sehr beklommen zu Mut.

„Ich kann mir nicht denken — — —“

„Diesen Sommer war ein fremder Herr hier, ich weiß nicht, warum er sich hier niedergelassen hat. Er hat so allerhand Geschäfte vermittelt, Waren, Geld — was weiß ich, — es geht mich nichts an. Aber er war ein nobler, angenehmer Herr; — ich habe ihm manches Stück Möbel geliefert — — .“

Helens Herz klopfte stürmisch, während ihr Besuch so ruhig von der Person ihrer heimlichen Träumereien sprach.

Der Schreinermeister schien an einem schwie-

rigen Punkt angelangt zu sein, denn er drehte den Hut, fuhr sich hinter die Ohren, zupfte an seinen Ärmeln, endlich fuhr er fort:

„Er hat mein Hauswesen gesehen, mein kleines Mädchen, die Christine, — Sie kennen Sie doch?“

Helene nickte mit verzerrtem Lächeln. Wo wollte das hinaus?

„Er war wirklich ein guter Herr; es sei doch kein Leben, wenn man allein sei, ein rechter Mann müsse eine Frau haben, so meinte er.“

Helene krampfte die Hände ineinander. Kam der Schreinermeister als Brautwerber für den Fremden?

Da nahm der Meister Werder einen Anlauf:

„Nun kurz und gut, — er erzählte mir von Ihnen; daß er Sie alle Tage sehe, daß Sie gut und freundlich aussähen, daß Sie auch allein seien, — und er meinte, da Sie und ich einander schon lange kennen und am gleichen Orte wohnen, ob ich's nicht versuchen wollte — ob ich Sie nicht fragen sollte —.“

Er stockte. Helens Gesicht hatte einen gar zu seltsamen Ausdruck. Einen Ausdruck, als ob sie von jähem Krampf befallen sei.

In der Tat war es dem Mädchen zu Mute, als presse man ihr die Kehle zusammen. Mit tödlichem Schrecken hatte sie die Erkenntnis überfallen, daß der Schreiner sie für sich selbst zur Frau begehrte; nicht einen Augenblick, seit er das Zimmer betreten, hatte sie daran gedacht, daß er Wittwer war. Und er — der Andere — ihr Sommertraum, — er glaubte, daß sie für diesen einfachen Mann als zweite Frau gut genug sei —.

„Ich will Sie nicht erschrecken, Fräulein Hammer,“ sagte der biedere Mann mit einer Weichheit in der Stimme, die man von ihm nicht erwartet hätte, „wie gesagt, ich frage Sie rund heraus, ob Sie meine Frau und meiner Christine Mutter werden wollen. Ich glaube, daß Sie mir mein Leben wieder behaglich und hell machen würden. Sagen Sie ja oder nein, und wenn es nein ist — wie ich jetzt fürchte, — so vertraue ich darauf, daß die Sache unter uns bleibt. Sie wissen ja, — die Leute haben böse Mäuler, und wenn sie sich über einen lustig machen können, so ist das ein Herrenfressen für sie.“

Er erhob sich jetzt und stand wartend da.

Man sah, es war ihm unbehaglich zu Mut und es sah fast aus, als ob ihm nun das Mein-



Hans Thoma: Christuskind.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann U. G. in München.

ermünscht wäre, das ihn aus dieser peinlichen Situation befreien würde.

Helene stand auch auf. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Aber dann zwang sie sich doch dazu, faßte sich mit Gewalt und sagte:

„Darf ich mir's nicht ein wenig überlegen, ob ich mit ja oder nein antworten soll? Ich bin auf Ihre Frage, die mich ehrt, so gar nicht vorbereitet gewesen.“

„Das ist auch wahr,“ erwiderte er aufatmend und mit gutmütigem Lächeln, „daran hab' ich gar nicht gedacht. Unserer ist ein wenig tolpatschig. Nichts für ungut. Also dann überlegen Sie sich's, Fräulein Hammer, und wenn Sie mir das Nein innert drei Wochen nicht schriftlich mitteilen, so hol' ich mir das Ja mündlich. Abgemacht?“

Er streckte ihr die Hand hin. Es war eine feste, breite, harte, aber saubere Arbeitshand. Und als Helene ihre Finger darein legte und umschlossen fühlte, kam sie etwas Eigenes an, ein nie gekanntes Gefühl von Behagen. Hatte sie denn je, seit ihrer Mutter Tod, ihre Hand in eine Hand legen können, die ihr gehörte? Hier bot sich ihr eine solche. In wärmerem und freierem Ton sagte sie:

„Abgemacht,“ und lächelte dabei.

Und der Schreinermeister Werder ging ganz befriedigt davon.

Es war ein harter Kampf, den Helene in der nächsten Zeit zu kämpfen hatte. Zuerst mußte sie mit der furchtbaren Ernüchterung fertig werden, die ihr die Entdeckung bereitete, daß der Fremde, von dem sie sich heimlich verehrt glaubte, sie dem gesellschaftlich und nach Bildung und Erziehung unter ihr stehenden Schreinermeister gewissermaßen angeboten hatte. Und das wurde ihr nicht leicht. Der Sommertraum war gar zu schön und poetisch gewesen, als daß sie ihn so ohne weiteres hätte aus dem Herzen reißen können. Aber da sie sehr vernünftig und einsichtsvoll war, so gelang es ihr doch. Sie begann sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ihr regelmäßiges, sturmloses Leben aufzugeben und als Frau und Mutter in ein einfaches Heim einzutreten, das an ihre Kraft und Selbstverleugnung wohl allerlei Anforderungen stellen, ihr aber dafür die Befriedigung eines ausgefüllten, zweckvollen Daseins bieten würde. Wenn sie das zarte Christinchen zur Schule gehen sah, lang aufgeschossen, bleich und schüchtern, so befiel sie zugleich mit heim-

licher Freude auch ein dumpfes Bangen. Sie wußte wohl, es galt gewissermaßen, „ihr Leben zu verlieren,“ wenn sie Ja sagte; es hieß, sich aufgeben für Andere, die kleinen Altjungferngewohnheiten ablegen, sich ganz neu einstellen zu neuer Pflicht. O, sie wußte wohl, das alles war keine Kleinigkeit, und sie prüfte sich lange und genau, ob sie auch im Stande sein würde, den ihr gebotenen Platz auszufüllen. Oft war sie, wenn es ihr vorkam, als sei der neue Weg doch zu hart, zu mühsam, schon im Begriff, den Brief mit dem höflichen „Nein“ abzufassen, ja, einmal hatte sie schon einen Entwurf dafür gemacht. Aber dann überlegte sie sich, wie sie dann zurückfallen würde in die Ode und Hoffnungslosigkeit ihres nutzlosen Daseins, und mit einem Schauer des Erschreckens zerriß sie das Schreiben. Nein, sie wollte die ganze Sache als eine Fügung des Himmels betrachten. War es nicht seltsam, daß dieser Fremde hierher hatte kommen müssen, um Werder auf sie aufmerksam zu machen? Dieser Unbekannte, der mit eigenem Jugendhauch ihr Leben eine Zeit lang verklärt hatte, war der Träger ihres Schicksals gewesen. Er brachte zuerst Traum und Sehnsucht in ihr zweckloses, der trägen Zufriedenheit verfallenes Leben, und weckte damit in ihrem Herzen Wille und Kraft. Denn aus Traum und Sehnsucht entstehen die bewegten Mächte in der Seele des Menschen, das fühlte sie nun. Und nun da sie sich innerlich lebendiger fühlte, lebendiger, weil sie litt und kämpfte, nun trat eine Aufgabe an sie heran. Nicht Erfüllung eines weichen Wünschens, sondern die Aufforderung zu Tat und Arbeit war es, was ihr wurde. Sie wußte es wohl, noch vor einem Jahr hätte sie die Werbung Werders ohne Besinnen und vielleicht mit Enttäuschung abgewiesen. Das Traumerlebnis mit dem Fremden aber hatte ihre Seele bereit gemacht, sich einer neuen Wirklichkeit hinzugeben. Solche Überlegungen bewegten Helene, als der letzte Tag der drei Wochen verfloßen war, und sie erwartete von nun an mit Festigkeit das Erscheinen Werders. — Er kam nicht gleich. Es verging beinahe eine Woche. Und schon überfiel sie eine schmerzende Angst, er möchte überhaupt nicht mehr kommen. Aber er kam. Sie war sehr verwirrt und verlegen, als er bei ihr eintrat. Aber sein gutes Gesicht drückte so viel Genugtuung und Freude aus, daß sie bald ihre Sicherheit fand und ihm mit ruhigen Worten mitteilen konnte, sie habe sich die Sache überlegt und wolle mit aufrichti-

gem Herzen versuchen, ihm eine gute Frau, seinem Töchterchen eine gute Mutter zu sein.

Es gab Geschwätz, Aufsehen und Spott unter den Leuten, wie bei jeder solchen Gelegenheit. Aber Helene ließ sich dadurch nicht beirren. Täglich begab sie sich in Werders Haus, machte sich mit seinem Haushalt vertraut, bemühte sich um das Vertrauen und die Zuneigung Christinchens und kam täglich mit stillem, tief befriedigtem Herzen in ihr Heim zurück. Es bedurfte keiner langen Vorbereitungen. Nach

einigen Wochen fand die Hochzeit statt und als am heiligen Abend die kleine Familie bei ihrem Weihnachtsbäumchen saß, da sagte Werder zu seinem Töchterchen:

„Weißt du noch, Christinchen, wie einsam und trübselig wir vor einem Jahr Weihnachten gefeiert haben? Damals hätten wir nicht gehofft, daß wir's dieses Jahr so gemütlich und warm haben würden.“

Und Christinchen warf sich der neuen Mutter an den Hals und küßte sie zärtlich.

Von artigen und unartigen Kindern.

Wie schnell sind viele oberflächliche Eltern oder Erzieher mit dem guten oder mit dem schlechten „Nötkli“ bei der Hand: „das Kind ist artig“, „das Kind ist unartig!“ Und doch ist nirgendwo die Berücksichtigung der Wahrheit mehr am Platze, daß Schein und Sein verschieden sind, als eben hier! Außerdem hilft die dem Kinde erteilte Zensur: „du bist unartig,“ weder dem Kinde zur Besserung noch dem Erzieher zum Verständnis seines Zöglings, wenn dieser Erzieher nicht zugleich auch einsieht, warum das Kind unartig ist. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß bei diesem Unartigsein fast allemal irgend etwas „dahinter steckt.“ Nirgendwo ist es mehr am Platze, ein wenig praktische und volkstümliche Tiefenpsychologie zu treiben, nirgendwo offenbart sich die Wichtigkeit des Unbewußten in der Kindesseele so deutlich, als im Artig- oder Unartigsein des Kindes. Zahlreiche unverständige Mütter nennen ihr Kleines ohne weiteres „unartig“, sobald es schreit. Das ist gewiß höchst oberflächlich. Man muß sich zunächst fragen, warum das Kind schreit. Das ist ein wichtiges Kapitel der Kindererziehung. Schopenhauer, der große Philosoph und Pessimist, hat behauptet, das Kind schreie, um seiner Unzufriedenheit darüber Ausdruck zu geben, daß man es in diese schlechteste aller Welten, in dieses irdische Jammertal hinein geboren habe, ohne es um seine „Einwilligung“ zu fragen. Daher sei auch die erste Lebensäußerung des Neugeborenen ein jammervoller Protestschrei. Diese Deutung ist gewiß gekünstelt und allzu „philosophisch“. Die richtige Deutung ist viel einfacher: das Kind schreit, weil es ein Bedürfnis hat. Die körperlichen Bedürfnisse: Hunger, Durst, Entleerungsdrang, unbequeme Körperlage usw. sind verhältnismäßig leicht zu durch-

schauen und zu befriedigen. Schwieriger ist dies bei den seelischen Bedürfnissen. Es gibt da zwei charakteristische Typen von Schreihälsen aus seelischem Bedürfnis: den Angst-Schreihals und den Zwäng-Schreihals. Ein erfahrenes Mutterohr wird schon aus dem bloßen Klang des Schreiens ohne weiteres heraus hören, ob das kleine Wesen schreit, weil es Angst hat oder weil es sich etwas ertrogen will. Schon in der Wiege offenbart sich der zukünftige Trotzkopf und zukünftige „Zwänggring“ durch die Art seines Schreiens. Ein böser, nichtsnutziger Ton klingt heraus. Und schon jetzt kann und soll die Erziehung einsetzen, die unter allen Umständen verhindern muß, daß sich im Kinde die Erfahrung und der Grundsatz festsetzt: „ich kann alles erreichen, was ich will, ich brauche nur lange und laut genug zu schreien und aufzubegehren!“ Wehe den Eltern, die es nicht verstehen, durch folgerichtiges, zwar stets liebevolles, aber niemals wankelmütiges Verhalten schon dem Kleinkind die Erfahrung einzufloßen, daß seine Zwängerei niemals etwas nützt. Die „Liebe“, die dem Zwänggring gegenüber aus falschem „Mitleid“ nachgibt, ist keine wahre Liebe, die das wahrhaft Beste für das geliebte Wesen will, sondern Affenliebe, die den Trotzkopf züchtet. Mutter und Kind müssen dabei zuletzt beide notwendig unglücklich werden.

Ich komme nun zum Angstschreihals. Wir müssen Angst und Furcht von einander unterscheiden. Beides sind unlustvolle Erwartungsgefühle. Aber die Furcht erwartet unlustvoll etwas auf uns Eindringendes, einen Angriff, irgend eine Gewalttätigkeit. Die Angst dagegen erwartet unlustvoll einen Verlust, ein Weggehen, Verschwinden, Fortnehmen usw. Das Kind fürchtet sich vor dem Böhlmann, vor